

Aus dem Leben eines Konferenz-Hoppers

Von Silke Schmidt

Ich kann mich noch gut an eine Diskussion in einem meiner Amerikanistik-Proseminare in Mainz erinnern. Wir besprachen einen kanadischen Roman, dessen Protagonistin in einem alten Mercedes durch die Lande zieht und Unterwäsche verkauft - selbst aber keine trägt. Jedenfalls stellten die Referenten in dem Kurs eine Frage zu einer Szene im Buch, in der die Hauptfigur eine Konferenz besucht und allerlei alkoholische und erotische Abenteuer erlebt. Eine meiner Kommilitonen zeigte sich bezüglich der Handlung eher unbeeindruckt. „Nun ja, sie ist auf einer Konferenz, was macht man da schon außer Essen, Trinken...“ Ich musste nach diesem Kommentar herzlich lachen, denn so ganz unrecht hatte sie mit ihrer Einschätzung sicher nicht. Wie treffend diese Beobachtung aber war, habe ich erst in den letzten Wochen hier in Philadelphia gelernt. Als Konferenz-Hopper besuchte ich gleich mehrere Tagungen und zusätzlich diverse Vorträge. Zwar handelte es sich in meinem Fall nicht um Unterwäsche-Events sondern um „hochseriöse“ wissenschaftliche Zusammenkünfte. Der Besuch dieser Veranstaltungen erlaubte aber ähnlich tiefe Einblicke in die Welt der Konferenzbesucher – und das nicht *nur* aber *auch* im kulinarischen Sinne.

„There is free food outside.“ Nach einer solchen Ansage ist es fast sicher, dass sich prallgefüllte Tagungsräume binnen Sekunden leeren und gestresste Akademiker gleich welchen Titels zur Schlacht am Buffet ausholen. Anders als in Deutschland geht es hier aber wesentlich gesitteter zu. Schlangestehen ist hier eben noch Schlangestehen und nicht Einordnen nach dem Reißverschlussprinzip. Getreu dem uramerikanischen Motto: „Chancengleichheit für alle,“ hat keiner Zweifel daran, dass das brave Warten am Ende mit reichlich Bagels, Wraps und sündhaft fettigen Cookies belohnt wird. Dumm nur, dass dieses Prinzip

genau unterscheiden kann, wer Amerikaner ist und wer nicht. Jedenfalls grabschte mir beim Vortrag des ehemaligen U.S.-Botschafters in Kroatien vor zwei Wochen doch tatsächlich jemand nach langem Anstehen das letzte Sandwich vor der Nase weg. Na ja, der amerikanische „Melting Pot“ ist eben Immigranten gegenüber auch nicht mehr so aufgeschlossen wie zu Gründerzeiten. Zahlreiche Einwanderer, die täglich an der Grenze zu Mexiko eingefangen werden, können das nur zu gut bestätigen. Das weiß wohl auch der Gott, der über die Rationierung an Lunchbuffets wacht. Auch er scheint innenpolitisch auf dem Laufenden zu sein und folgt Regierungsanweisungen. Allerdings muss ich natürlich der Ehrlichkeit halber zugeben, dass solche kostenlosen Mahlzeiten für einen Austauschstudenten mit überschaubarem monatlichem Stipendium eine gute Möglichkeit darstellen, die Dollars zusammenzuhalten. Aber *eigentlich* geht es bei den Konferenzbesuchen natürlich um die Inhalte. Doch auch da sind bemerkenswerte Verhaltensmuster zu erkennen.

Ein beliebtes Thema bei den Präsentationen stellen hierbei ‚Kategorien‘ dar. Egal ob es um „Gender, Militarism, and War“ geht, „Soziale Effekte von Aufhalten in Hochsicherheitsgefängnissen“ oder um „Powersharing in the European Union“, um nur einige zu nennen. Am Ende der Vorträge versäumt es kaum ein Referent aufzuzeigen, dass die von ihm zuvor eine halbe Stunde lang verwendeten Kategorien eigentlich völlig simplifizierter Schwachsinn sind. Die Tatsache aber, dass Kategorien eben genau den Zweck der Vereinfachung erfüllen, um Dinge überhaupt analysieren zu können, wird dabei meist galant übersehen. Wer Kategorien kritisiert, erhält zustimmendes Kopfnicken im Publikum. Irgendwie scheint sich hinter diesem auffälligen Verhalten eine Art akademische Arbeitsbeschaffungsmaßnahme zu verbergen. Denn all das, was so schlecht ist, muss natürlich in der Zukunft um so kritischer erforscht werden. So funktioniert Wissenschaft wohl. Und warum da warten, bis irgend jemand anders die eigene Arbeit kritisiert. Da

macht man es lieber gleich selbst. Kategorisierungskritik ist da ein sicheres Pflaster. Schließlich muss so eine Professur über einen unbegrenzten Zeitraum auch gerechtfertigt werden. Es macht also keinen Sinn, die ganze Weisheit gleich in die wissenschaftliche Welt hinauszuposaunen. Lieber in kleinen Schritten ans Ziel – „work in progress“ heißt das unter Kennern. Außerdem muss ständig weiter publiziert werden, sonst hat man keine Berechtigung, das nächste Mal um die halbe Welt zu fliegen, um sich mit seinen Buddies bei der folgenden Konferenz zu treffen. Dieser Aspekt führt mich zu einer weiteren Beobachtung.

„Keeping in touch“ oder auch „Networking“ genannt ist nämlich auch so ein heißgeliebter Nebeneffekt von Konferenzen. Schließlich scheint Forschung eine sehr intime Sache zu sein, bei der sich Wissenschaftler aus aller Welt allein thematisch so verbunden fühlen wie ‚normale‘ Menschen nach gemeinsam durchzechten Nächten (wobei sich beides wohl nicht unbedingt ausschließt!). Außerdem muss ja auch irgend jemand die harterarbeiteten Bücher kaufen, wenn man sie schon nicht Studenten aufschwätzen kann. Da sind persönliche Kontakte geradezu lebenserhaltende Maßnahmen. Jede Publikation ist aber auch ungekauft ein absoluter Erfolg. Denn schenkt man den einleitenden Lobeshymnen vor den Vorträgen Glauben, dann werden Konferenzen auch zufälligerweise und ausschließlich immer nur von den absoluten Koryphäen besucht. Da haben dann auch schon frisch Promovierte bereits Unfaßbares zu der Entwicklung des gesamten Forschungsgebietes beigetragen. Alles in allem ist man also „unter sich“ bei jeder Tagung, und das kommt auch bei Präsentationen und Diskussionen zum Ausdruck.

Leider wird Forschungsinteresse dabei meist mit Identität gleichgesetzt, gepaart mit dem passenden Dogma. In den Antworten bei Fragerunden hört man dann Sätze wie: „Wir Friedensaktivisten..., Wir Empiriker..., Wir Postkolonialisten..., Wir Feministinnen..., Wir Schwule und Lesben...WIR, WIR, WIR.“ Da kommt man als einfacher studentischer Besucher mit

breit gefächerten Interessen in eine ganz schöne Identitätskrise. Was, wenn man sich dummerweise gar nicht zu dem WIR zählt, zählen möchte? Legt man mit dem kleinen Namensschildchen, das man am Eingang erhält, vielleicht auch gleichzeitig freies Denken ab und streift sich Ideologie über? Entspricht das den sonst so hochgeschätzten Regeln wissenschaftlicher Objektivität? Aber was mache ich mir Gedanken, scheint sich außer mir sonst auch keiner zu machen. Innere Solidarität kommt bei mir aber immer spontan auf, wenn sich offensichtliche Abweichler in die homogene Welt der Konferenzteilnehmer trauen. Das ist zum Beispiel der Fall, wenn sich Männer heldenhaft unter das weibliche Publikum bei Vorträgen zu Frauenliteratur, Frauenpolitik, Frauen-Irgendwas mischen. Auffälligerweise sind es dann auch immer gerade diese 1-3 Männer, die am Ende eine überaus qualifizierte Frage stellen. Vielleicht ist das ein Weg, öffentlich ihre Daseinsberechtigung bei den Veranstaltungen zu untermauern. Jedenfalls erscheint das sehr sympathisch. Unser einer müsste da schon ein expliziteres Statement der Opposition wagen, um das trügerische Gefühl der akademischen Harmonie zu erschüttern. So nach dem Motto: „Übrigens, ich bin gar nicht lesbisch, aber ich habe das Buch über das Sie da reden trotzdem gelesen.“ Oder: „Sorry, ich bin ein Kind der politikverdrossenen Generation und habe mir noch nie den Spaß erlaubt, mich nachts um drei an Gleise zu ketten oder mich auf einer Friedensdemo strahlend und von Kameras umwittert verhaften zu lassen.“ Aber ich glaube, das würde nicht gut ankommen - nein, ganz sicher nicht. Schweigen und Zuhören scheint mir daher die bessere Strategie. Auch wenn das ein bisschen feige ist.

Immerhin gehe ich am Ende mit dem guten Gefühl nach Hause, nicht nur auf dem neusten Stand der Forschung zu sein - sofern man bei fünf Jahre alten Forschungsprojekten von „neu“ sprechen kann - sondern ich habe mir auch noch tiefgründigere Gedanken über die Verhaltensmuster wissenschaftlicher Konferenzteilnehmer gemacht. Mehr kann man wohl nicht

verlangen von jemandem, der zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht einmal einen M.A.-Titel vorweisen kann. Titellos, namenlos – da ist es legitim, sich innerhalb der eigenen intellektuellen Grenzen ohne schlechtes Gewissen zu bewegen. Außerdem muss man an das denken, was wirklich zählt im Leben - an die Nahrung zum Beispiel. Aus diesem Grunde werde ich trotz aller ideologischer Distanzierungsversuche auch auf der nächsten Konferenz wieder zur Stelle sein und meine bescheidenen Sprintfähigkeiten einsetzen, wenn es wieder heißt: „There is free food outside.“

...Aber, keine Angst, ein bisschen studieren werde ich neben diesen emotional und geistig anstrengenden Konferenzbesuchen natürlich auch noch!